

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

Overbeck an Treitschke über Nietzsche

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2108](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2108)

männlicheren Treubunde zum Opfer gefallen. Overbeck konnte nicht zweifeln, wie er zu handeln hatte. Treitschkes Antipathie streifte an Idiosynkrasie, so heftig war sein Zorn. Niehsche hatte ihm die erste „Unzeitgemäße“ zugesandt, Treitschke erwiderte gar nicht darauf, es sei denn in einem fulminanten Briefe an Overbeck. Dieser antwortete im Ton ruhiger und ließ doch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Nach Jahr und Tag noch schleudert ihm Treitschke im Schmerz über den Verlust seines einst anhänglichsten Jüngers ins Gesicht (19. Sept. 1881): „Dein Unglück ist dieser verschrobene Niehsche, der sich so viel mit seiner unzeitgemäßen Gesinnung weiß und doch bis ins Mark angefressen ist von dem zeitgemähesten aller Laster, dem Größenwahn!“ Angesichts der geopfertten Freundschaft mit Treitschke fällt die Bezichtigung in sich selbst zusammen, Overbeck habe der Mut gefehlt, sich zu Niehsche zu bekennen.

Overbeck an Treitschke über Niehsche

Basel, 23. Juni 1871



Wenn ich mich auch nicht selbst für die Jahrbücher melde, ich bringe dafür einen Ersatzmann, und zwar einen, der, meine ich, mehr als das ist, meinen Kollegen Niehsche. Ich habe heute, sozusagen, die Vorstellung übernommen. Als Du im Herbst hier warst, lag Niehsche, der als freiwilliger Krankenpfleger sich an unsere Truppen angeschlossen hatte, selbst krank im Erlanger Lazarett. Du wirst wohl vor 2½ Jahren von dem Leipziger Studenten gehört haben, der noch als solcher hierher zum außerordentlichen Professor der Philologie berufen wurde. Dies eben ist Niehsche, den ein freundlicher Stern zu meinem Hausgenossen gemacht hat. Der tägliche Umgang mit ihm seit vorigem Winter ist das erste, was mich, seit wir beide getrennt sind, an die in Leipzig gemeinschaftlich verlebten Tage erinnert hat. Vor allem wurde er mir immer mehr wert, bei meiner sonstigen ziemlichen Vereinsamung hier, während des Kriegsturms. Da Niehsche Deutscher ist — aus der Provinz Sachsen — ließ sich diese Hauptsache zusammen erleben. Oft genug freilich waren wir in unseren Gesprächen weit von den gewaltigen Ereignissen des Augenblicks. Niehsche ist der erste Philologe, der mir begegnet ist, mit dem man als Nichtphilologe über das Altertum reden kann. Er hat eine Auffassung da-

von und eine Begeisterung dafür, wie sie sonst oft heutzutage wie erloschen scheinen. Er ist überhaupt gewiß ein ganz ungewöhnlich begabter Mensch, und ebenso liebenswürdig als geistvoll. Kurz, ich habe ihn liebgewonnen und bewundern gelernt, muß aber nun doch zur eigentlichen Sache kommen. Nietzsche hat einen ästhetischen Aufsatz ausgearbeitet: Musik und Tragödie — hauptsächlich mit Bezug auf die antike Tragödie, doch bis auf die Oper der Neuzeit herabgeführt. Während sich Verhandlungen mit einem Leipziger Buchhändler durch zufällige Umstände in die Länge zogen, kamen zwischen uns verschiedene andere Publikationspläne zur Sprache, auch die Preussischen Jahrbücher, für die ich nun besonders gesprochen. Dafür hat sich auch Nietzsche entschieden, und will Dir das Manuskript einsenden, das er sich von Leipzig zurückschicken läßt, sobald es wieder in seinen Händen ist. Einstweilen stellt er sich Dir vor mit beiliegender Broschüre, die er eben auf eigene Kosten in nur dreißig Exemplaren zur Verteilung unter Freunden hat drucken lassen. Dieser Zweck erklärt den fast mystischen Ton des Ganzen und manches sonst. Stoße Dich insbesondere nicht an etwaigen Mythen des Anfangs, namentlich an denen des Gegensatzes des Dionysischen und Apollinischen. Gerade dieser Punkt wird in dem Aufsatz: Musik und Tragödie ausführlicher und klarer entwickelt. Ich selbst kenne die griechische Tragödie nicht gründlich genug, um eben alles im Anfang Gesagte zu kosten und habe am durchgängigsten meine Rechnung in den Sokratespartien gefunden, das Ganze aber, das ich freilich zum Teil habe entstehen sehen und oft besprochen, mit freudiger Spannung gelesen. Meinst Du nun, daß etwas der Art, wie es eben auch der Aufsatz über Musik und Tragödie ist, für die Jahrbücher passen würde? Du würdest mir und Nietzsche große Freude machen, wenn Du ihm darüber schriebeest . . .

„Musik und
Tragödie“ für die
preussischen Jahr-
bücher eingereicht

Basel, 21. Dezember 1871

. . . Im Herbst wurde ich ordentlicher Professor, und so ist denn erreicht, was ich viele Jahre lang mit einer Gelassenheit, die mich nachträglich manchmal etwas wundert, für gänzlich unmöglich gehalten habe. Zur Zeit gehen die Wogen des kirchlichen Kampfs jetzt hoch in der Stadt. Es handelt sich um Zerschlagung der Landeskirche und Separation der pietistischen Bestandteile. Ich selbst bin in der üblen und glücklichen Lage, zu keiner der drei Parteien, die sich befeinden, zu gehören. Die pietistische und die vermittelnde

Overbeck
Ordinarius

„Die Geburt der
Tragödie“

erheben an mich keine Ansprüche, der Reformator habe ich mich dagegen bisweilen zu erwehren und bin nun wohl mit ihnen ziemlich auseinander. Wissenschaftlich bin ich viel radikaler als diese Leute, praktisch fassen sie die Dinge an fast ohne Ahnung von ihrem schweren Ernst, und machen sich eine Religion von bequemen Phrasen zurecht. In dieses gewisse Ordnung zu bringen, fühle ich nicht Kraft noch Beruf, so halte ich mich zunächst einfach an meine amtliche Tätigkeit. Meine Vorlesung über Kirchengeschichte ist leider nicht zustande gekommen, doch da ich neben den sonst angekündigten noch ein paar Vorträge übernommen habe, von denen ich den einen neulich in der historischen Gesellschaft schon gehalten, so gibt es genug zu tun. An dem Ort lebe ich mich immer besser ein. Unter allen Umständen würde ich ihm unaussprechlich dankbar sein für den wissenschaftlichen Frieden, den er mir gewährt. Am liebsten und engsten ist mein Verkehr mit Nietzsche geworden. Gleich nach Neujahr erscheint der Dir schon bekannte fragmentarische Aufsatz zur vollständigen Abhandlung ergänzt: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik. Er wird auch Dir gleich zukommen. Ich kann nicht alles mitmachen, am wenigsten was darin über die Wagnersche Oper zu lesen steht, aber überzeugt bin ich, daß die Arbeit eine der gedankenreichsten und tiefstinnigsten ist, die wir in Deutschland seit Jahrzehnten auf dem Gebiete der Ästhetik gelesen. Mit wahrer Herzensfreude lese ich immer die Korrekturbogen mit. Besprochen ist ohnehin in den letzten Monaten alles zwischen uns immer wieder und nach allen Richtungen . . .

Basel, 8. Juli 1872

. . . Hier wirst Du, wenn Du im August kommst, leider niemand finden, da mit Ende der Woche fast alles ausfliegt. Höchstens Nietzsche wird hier sein, der die Ferien wahrscheinlich ganz hier zubringt. Es tut mir leid, daß ich ihm nichts Besseres und überhaupt nichts von Deinen Eindrücken melden konnte, wenn ich auch recht wohl begreife, daß Dir mancherlei in seiner Schrift nicht recht, wo nicht abstoßend gewesen ist. Sie hat unleugbar etwas Erzeßives, ein ungeheurer Erzeß ist schon für mich die ästhetische Zuspitzung ihrer Metaphysik, aber bei allem was Bedenken erregt, ist doch die Schrift so originell und voll tiefstinniger Gedanken, daß sie namentlich die peinliche Ignorierung, die ihr bisher zuteil geworden ist, gewiß nicht verdient, und für den Verfasser, ich meine die ruhige Entwicklung seiner Gedanken, von

den übelsten Folgen. Von der Anzeige eines Freundes und einem Sendschreiben Wagners abgesehen, die beide hier nichts fördern können, ist eine von dem borniertesten Philologenstandpunkt abgefaßte äußerst grobe Streitschrift eines jungen Dr. v. Wilamowitz-Möllendorf, welcher alles als reinen Wahnsinn behandelt und im Widerspruch weit über das Ziel hinauschießt, die einzige öffentliche Kundgebung über das Buch. Dergleichen kann nur Niezschs Neigung zum Extravaganten steigern, so lange das Gegengewicht ernster Beachtung, selbst ernstestem Widerspruch, der zum Teil meiner Ansicht nach nicht fehlen kann, vermißt wird, und besonders das bisherige Verhalten seiner Fachgenossen zu seiner Schrift ist mir nur einer der vielen Beweise der ungeheuren Verflachung, welcher heutzutage ganz vornehmlich unsere gelehrte Bildung ausgesetzt ist. Doch bald werde ich da vielerlei mit Dir besprechen können, bin begierig darauf, freue mich außerordentlich auf das Wiedersehen. —

Wilamowitz

Basel, 9. März 1873

. . . . Zwei oder drei Tage mit Dir sollen überhaupt meine Osterferien sein, den Rest will ich verbringen, um, zu Dir ganz im Vertrauen gesagt, in den freien Wochen eine Art theologischen Bekenntnisses abzufassen, was von meinem Standpunkt aus ein etwas halbsbrechendes Unternehmen ist, zu dem ich mich jedoch zur Zeit angeregt, ja gedrängt fühle, nicht durch Strauß — dessen Werk ich für wenig förderlich halte, abgesehen von seiner Ehrlichkeit, — aber durch eine weit geistvollere Broschüre von Lagarde über Staat, Religion und Kirche, so daß ich im Sinne habe, auf den darin enthaltenen Antrag einer Ausscheidung der konfessionellen theologischen Fakultäten aus ihrem bisherigen Universitätsverband in Form eines Sendschreibens an den Verfasser zu antworten. Da es jedoch dabei, obwohl ich als Verteidiger der theologischen Fakultäten aufzutreten gedenke, nicht ohne einiges Haarsträubende ablaufen wird, so sieht freilich, was für mich etwa dabei herauskommt, bedenklich genug aus, indessen darauf soll es mir nicht ankommen. Das Schlimme ist nur, daß ich durchaus nur die Osterferien dazu habe, da ich im nächsten Sommer die Kirchengeschichte, die ich zurzeit zum ersten Male lese, fortsetze

Anlage der
„Christlichkeit“

Basel, 1. September 1873

Heute werden Dir wohl Niezschs unzeitgemäße Betrachtungen zugekommen sein. In seinem Namen schicke ich ihnen die Meldung

Nietzsche
augenkrank

nach, daß er ihnen gern ein paar Worte an Dich zur Begleitung mitgegeben hätte, wenn ihm nicht noch alles Schreiben verboten wäre. Seit drei Monaten laboriert er an einem Augenübel, welches sehr bedenklich anfang und strenge Maßregeln des Arztes hervorrief, jetzt indessen das Schlimmste nicht mehr befürchten läßt. Das zum Unterricht in der Schule Unentbehrliche zu lesen ist sogar wieder gestattet. Das Dir zugesandte Buch beruht auf Aufzeichnungen, die noch gerade vor Torschuß gemacht werden konnten. In seiner jetzigen Fassung mußte es einem Freunde Nietzsches, Referendar von Gersdorff, diktiert werden, der sich gerade hier aufhielt, und, da er hier nichts zu tun hat, als die heißen Monate der im vorigen Winter begonnenen und im nächsten fortzusetzenden Reise nach Italien unterzubringen, auch vollständig Herr seiner Zeit war. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, eine allgemeine von Tag zu Tag fast steigende und unsere Universitäten vorzüglich drückende deutsche Not mit so feuriger und ernster Beredsamkeit ausgesprochen zu wissen, und will auch manches Überscharfe gern in den Kauf nehmen, das ich wohl hier und da schon habe tadeln hören. Ich bin begierig, was Du sagen wirst. Eine recht unliebsame Verwicklung kommt in die Sache dadurch, daß wie wir kürzlich hörten, Strauß tödlich und auf das Traurigste erkrankt ist. Zur Beruhigung hören wir gleichzeitig aus guter Quelle, daß es außer aller Wahrscheinlichkeit steht, daß ihm überhaupt noch etwas Gedrucktes vor die Augen komme. Er ist ja auch im Grunde als Person gar nicht gemeint, und kommt nichts darauf an, daß er selbst das Buch lese. Ich wünschte es unter allen Umständen nicht. Mir ist H. entgangen, dem ich es gegönnt hätte mein Buch zu lesen. Solches Volk fühlt sich wohl durch dergleichen etwas unangenehm gekitzelt, aber erträgt es mit großer Gelassenheit. So bleibt mir wenigstens die Freude, vor Torschuß über den schlechten Kerl die Wahrheit gesagt zu haben. Natürlich sehe ich der durch Dr. B. angekündigten ausführlichen Mitteilung Deiner Meinung mit größter Spannung entgegen. Ich habe noch wenig darüber gehört. Besonders angenehm war mir ein sehr lebenswürdiger Brief von Lagarde, auf welchen ich natürlich gespannt war. Doch sehe ich schon, viel Anstoß erregen meine Schlußvorschläge, wie ich dies nicht anders erwartet habe. Allein noch hat mir niemand, der mir seine Abneigung dagegen aussprach, etwas Gescheites über die Lösung der Aufgabe gesagt, die Qualität der

Die Krankheit
von D. F. Strauß

Bildung des Theologen nicht leiden zu lassen unter seiner praktischen Bestimmung, worauf es mir vor allem ankommt. Wenn aber Bildung sein soll, dann natürlich die beste, die zu haben ist. Oder sollen wir uns etwa zur Theologie Leute mit einer ganz besonderen Gehirnorganisation wünschen? An solchen fehlt es uns ja leider bisher nicht. Von den ziemlich zahlreichen auswärtigen Theologen, denen ich ein Exemplar zuschickte, hat mir mit alleiniger Ausnahme des alles verdauenden Salvaders Brockhaus, noch kein einziger etwas zu hören gegeben, und ich habe schon darauf verzichtet. Die hiesigen, die freilich die grobe Tatsache meiner Gegenwart drängt, sind wenigstens nicht sprachlos geworden, und haben es zum Teil sogar sehr freundlich teilweise, und verständiger, als ich hoffte, aufgenommen. —

Basel, 23. Oktober 1873

. . . . Was mir aber noch heute diese Zeilen abdringt, ist, daß ich es nur gestehe, Besorgnis, ernstliche Besorgnis um Deine Meinung über meine Streitschrift und die Nietzsche's. Über jene habe ich noch immer Dein Schlußurteil nicht, über diese, die ich Dir im Auftrage des Verfassers übersandte, hast Du noch gar nichts verlauten lassen. Um unserer Freundschaft willen habe ich aber niemanden unter denen, welchen ich meine Schrift zugesandt, um deren Meinung es mir so zu tun wäre, wie um die Deine, und auch mit den Anschauungen des Nietzsche'schen Buches fühle ich mich, wie ich Dir sagte, solidarisch. Dein Schweigen weiß ich mir aber nicht zurecht zu legen. Denke ich mir auch etwa, es sage Dir unsere trübe Anschauung von den deutschen Dingen nicht zu, so müßte ich doch gar zu ernstliche Verstimmung voraussetzen, um damit Dein Schweigen zu erklären, und Du begreifst, daß sich in mir alles bäumt, ehe ich mich zu solcher Erklärung entschließe. Wie viele der schönsten Lebenserinnerungen würden mir mit einem Schlage zu schmerzlichen verwandelt, wenn Du hier nichts von mir wissen wolltest! Insbesondere sehe ich, so wie ich Dich und Nietzsche kenne, von letzterem auch seine Meinung über Dich, keinen Grund ein, der Euch feindselig trennte, sobald Ihr Euch nur als Menschen ansähet. Denn davon bin ich doch wieder überzeugt, daß Du über Nietzsche's Betrachtungen gar nicht so denkst, wie neulich ein ebenso stumpfsinniger als perfider Artikel der „Grenzboten“. Denn das wage ich, ungeachtet der eigentümlichen Lage, in welcher ich das Buch als Freund des Verfassers und über ihn

Der Grenzboten-
artikel

also vollständig unterrichtet, gelesen habe, ganz allgemein zu behaupten: Man muß ja ein fühlloses Vieh sein, um aus einem Buch wie den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ nicht die tiefste, ernsteste, ursprünglichste Teilnahme an deutschem Wesen und deutscher Größe, und vielmehr Hohn über diese Dinge herauszuhören. Gerade aus diesem Grenzbotenartikel, den Du freilich vielleicht noch nicht kennst, weht dem Leser in der drückendsten Weise die Stickluft entgegen, welche, wenn wir Deutschen nicht alle Kräfte und Aufmerksamkeit anspannen, mit rasender Schnelligkeit sich aus den nivellierenden Tendenzen unserer gegenwärtigen Scheinbildung zu entwickeln droht. Im Grunde ist, so weit man sich umsieht, bei uns in Deutschland ein einziges Ding recht imstande und unserer würdig, die Armee, sonst überall unzweifelhafter Verfall. Allein von diesen Dingen selbst will ich heute nicht reden, sondern Dir nur sagen, wovon Dir auch ohne Zweifel diese Zeilen ein Zeugnis sein werden, daß ich um Dich sehr unruhig bin, und Dich bitte, mich, wenn auch mit wenigen Worten, wie sie Dir vielleicht Deine Zeit allein erlaubt, wieder zu beruhigen. — Über die in zwischen gemachten Erfahrungen will ich Dir nur mitteilen, daß der Artikel des „Volksfreund“ noch immer die einzige öffentliche Äußerung über mein Buch ist, und Clemens Brockhaus noch immer der einzige Theologe in Deutschland, der mir privatim seine Meinung gesagt. Doch dies kann ich mir wohl erklären, denn ich weiß wohl, was ich unternommen habe, und ob alle Theologen der Welt schweigen oder reden, beides gilt mir gleich und wird mich nicht irre machen. Auf einem andern Blatte steht Dein Schweigen und Dein Reden, und eben dies wollte Dir heute in alter und herzlicher Freundschaft schreiben

Dein

Overbeck.

Basel, 14. November 1873

Mein lieber Treitschke!

Allerdings habe ich keine Zeit zu langen Briefen, Du noch weniger dazu, sie zu lesen. Doch drängt es mich seit Deinem letzten Brief unwiderstehlich zu einer Antwort. Mit Dir habe ich unvergeßliche Jahre wie mit keinem andern Menschen geteilt, Du bist mein erster wahrer Freund gewesen, hast als der ältere, erfahrenere und so viel herzhafter angelegte mir zuerst einige Zuversicht zu mir selbst gegeben, und Dir werde ich von allem was ich

bin, denke und tue immer ein Stück verdanken. Entschuldige damit die Unruhe, in die mich Dein Schweigen versetzte, und heute, daß ich noch nicht zufrieden bin und noch weiter nach Verständigung Verlangen, heftiges Verlangen trage. Es handelt sich dabei, ich denke, Du wirst es selbst unfehlbar merken, nicht um Rechthaberei. Hätte ich die Macht, andern zu geben, was ich ihnen wünsche, so wären es nicht meine Meinungen, die ich ihnen gäbe, sondern die Läßlichkeit, mit welcher ich jede andere ertrage. Mich treibt wirklich nur der Drang der Freundschaft, daß ich das meine tue, damit wir uns über jede Meinung hinaus nach wie vor von Herzen verstehen. Übrigens, da ich vor allem mich Dir etwas deutlicher machen will, drängt mein Brief heute durchaus nicht auf rasche Antwort. Lies ihn also wann und in welchen Dosen es Dir paßt. Denn lang wird er, ob er gleich nur wenig von dem sagen wird, was ich alles auf dem Herzen habe. — Es ist mir heute, wie Du Dir schon denken wirst, weit weniger darum zu tun, Dir die anstößigen Punkte in meiner Schrift plausibel zumachen. Scheint Dir der Schluß unverhältnismäßig dürftig, so habe ich selbst angelegentlich den Schein eines theologischen Quacksalters von mir abgelehnt und mit Worten nicht mehr zu erreichen gesucht, als in solchen Dingen damit zu erreichen ist. Übrigens halte ich die von mir verlangte Unterscheidung für eine strenge Konsequenz meiner von Dir zugegebenen Prämissen. Auch der Wahrheitstrieb verlangt Bändigung, Erziehung und Formung; mit ihm, ebenso wie mit jedem anderen, verträgt sich kein menschliches Dasein, wenn er schrankenlos waltet. Ihr Politiker bezweifelt dies am wenigsten. Dennoch war es gerade die „Übereinstimmung mit sich selbst“, die ich dem Theologen wahren wenigstens wollte. Allein genug davon für jetzt und auch nichts weiter über unsere Differenz in bezug auf die „Entwicklungsfähigkeit“ des Christentums, ob ich gleich fürchten muß, daß Du Dich mit Deiner Anschauung als Historiker in einen Abgrund von Irrtümern stürzest — über den Schmerzensfreund Nietzsche und was in Deinem Briefe drum und dran hängt, will und muß ich heute vor allem mit Dir reden.

Eines schickt sich nicht für alle! und es kann ja wohl sein, daß ich selbst nicht so schreiben könnte wie Nietzsche, ich meine den Ton natürlich, nicht den Stil, der nicht in Rede steht. Aber daß damit die Gesinnung, die seinem Tone zugrunde liegt, etwas zu tun hat, glaube ich nicht; ich weiß dagegen, daß meine Talente diesen Ton bei mir ganz naturgemäß herabstimmen. Du meinst

Belanglosigkeit
seiner eigenen
Schrift

Der „Schmerzens-
freund“ Nietzsche

auch, ich könnte nie Schopenhauerianer werden. Ich kann Dir nur sagen, daß mir dazu nur zweierlei fehlt: gründliche Kenntnis der Schriften des Philosophen und der Beruf, mit meiner Person Schule dafür zu bilden. Auch weiß ich wohl: Du bist ein Gläubiger des Optimismus, aber nicht sein Apologet. Als der letztere wärst Du mein Freund nicht, Deinen Glauben tastete ich nicht an, auch wenn Du mein Freund nicht wärst und ich sonst dazu Neigung hätte. Optimismus und Pessimismus sind so alt wie die Menschenwelt, ihr Streit ist nicht jünger — worin ich meinerseits schon ein Argument für den Pessimismus sehe, — beide sind gleicher Nachsichtigkeit fähig, beide haben sich immer fruchtbar erwiesen, und ich wenigstens bekenne mich zur Meinung der größeren Fruchtbarkeit des Pessimismus. Aber um den Streit beider zu entscheiden, fehlen menschlicher Erkenntnis alle Mittel, und so wird es denn im Handumdrehen zum Pfaffenanzug. Überdies genügte ja die laute Art, wie er augenblicklich geführt wird, um einem alle sonst etwa bestehende Lust daran zu nehmen. Also darüber streite ich nicht, und auch nicht gewinnen will ich Dich für Schopenhauer, er bleibe Dir meinetwegen selbst antipathisch — wenn ich Deinen Urteilen über ihn mich widersetze, so geschieht es nur in der warmen Überzeugung, daß Du Dich damit einem ungeheuren Stück Menschenleben verschließt, daß Du im Drange einer nach anderen Seiten gerichteten, wahrhaft riesigen Tätigkeit dieser Sache nur wenig beschauliches Nachdenken hast widmen können und andernfalls auch als Gegner doch ganz anders reden würdest. Mein eigenes Urteil über Schopenhauer hat ja seit meiner ersten flüchtigen Berührung mit seinen Schriften, welche vor dreizehn Jahren stattfand, genug geschwankt. Ich weiß wohl, daß es hier sehr häßliche Dinge zu überwinden gibt, — ich meine an der Person Schopenhauers — und stehe nicht an, Dir hierin viel, sehr viel zuzugeben. Nur wenn Du den Mann „durchaus klein“ findest, kann ich Dir nur widersprechen und sagen: ich finde ihn durchaus groß. Er ist ein großer Mensch, groß in seinen Tugenden und Gaben, groß in seinen Fehlern, und daß er in beiden so deutlich vor uns steht, das danken wir der Tugend, die er vor allem und wie kaum einer besaß, seiner Wahrhaftigkeit. Dank dieser ist er unserer Gattung wie wenige gegeben, daß sie sich daran kennen lerne, nicht nur wie sonst wohl bei großen Männern, daß sich ausnahmsweise Gebilde an ihm wiedererkennen. Schopenhauer ist wirklich vom Holze, aus dem sonst auch wohl Geißeln

der Menschheit geschnitten worden sind. Daß ein Wohltäter derselben aus ihm geworden, setzt einen wunderbaren und erhabenen Adel seiner Begabung voraus. Daß er keinen Sinn für Staat und Geschichte hatte, teilt er nur mit einigen der Größten seiner Kunst, und auch den Staat kann man ja jedenfalls zu ernst nehmen. Daß seine Philosophie in ihren Bekennern nie etwas anderes erzeugt als unfruchtbaren Hochmut und ruchlosen Pessimismus, dagegen habe ich meine unzweifelhafteste Erfahrung. Nicht daß ich daran dachte alle „Schopenhauerianer“ gegen Dich zu vertreten, — außer Schopenhauer selbst sind die „Schopenhauerianer“ die größten Steine des Anstoßes seiner Sache — aber ich kenne Menschen von ungewöhnlicher Herzensgüte und von seltener Kindlichkeit und Treuherzigkeit der Gesinnung, welche sich unbedingt zu Schopenhauer bekennen und sich nicht zu fassen wüßten, wenn sie hörten, daß seine Philosophie „das Göttliche im Menschen ersticke“, oder daß ihr „die ganze Welt der Liebe“ verschlossen sei. Sie wollen, in mir völlig glaubwürdiger Weise, das Gegenteil erfahren haben. Was mich selbst insbesondere betrifft, so habe ich die zwei Grundgedanken meiner Schrift — Verhältnis von Glauben und Wissen, und Wesen des Christentums — nicht aus Schopenhauer, wohl aber, dank seiner Darstellung, die leuchtende Evidenz, die sie für mich haben. — Soviel über diesen Punkt, über welchen vor allem ein Bekenntnis nötig war, den ich aber in meinem Brief, wie alles andere doch nur streifen kann. — Nun zu Nießches und meiner Anschauung von den gegenwärtigen Kulturzuständen in Deutschland. Zuvor aber ein Wort über den „Schmollwinkel“, aus dem sie stammen sollen, das ich aber ungesagt ließe, wenn ich nicht wüßte, daß was Du auch gegen mich sagen mögest, es aus getreuem Herzen stammt. Schmollen könnte ich entweder über mein Schicksal überhaupt oder insbesondere über enttäuschende Erfahrungen mit meiner öffentlichen Wirksamkeit. Von letzterem kann nicht die Rede sein. Denn die Erfahrungen sind bis jetzt so günstig als ich sie billigerweise nur wünschen konnte gewesen, in der gegenwärtigen Sache werden die schlimmsten mich nicht überraschen, überdies stehen sie jedenfalls noch bevor. Bleibt also mein sonstiges Los. Wer hat keine Wünsche übrig? und so werde auch ich wohl immer die Unvollkommenheit des Loses empfinden, das mir noch keine Frau beschieden hat und vielleicht auch keine bescheiden wird. Wir sprachen noch neulich mit Nießche lange über diesen Punkt, auf jeden Fall liegt er aber

Ein Wohltäter
der Menschheit

Basel als akademischer
Schmollwinkel

Wir wollen uns,
aber nichts
für uns

doch gar zu sehr ab vom Gebiet unserer Unzufriedenheit, um heute viel darüber zu sagen. Welches überhaupt meine persönlichen Wünsche sein mögen, davon kann ich Dich auf das Ehrlichste versichern, daß es mir bisher leidlich gelungen ist, diese und meine Ansichten über den Lauf der Dinge auseinanderzuhalten. Da ich gar keinen Ehrgeiz habe, mag es mir auch leichter werden als anderen. Der Ort hier könnte mir heimischer sein — wie wohl auch er seine sehr schätzenswerten Eigentümlichkeiten hat — zurückgesetzt fühle ich mich jedenfalls in meiner hiesigen Professur nicht im geringsten; der Gedanke, es nie zu einer andern zu bringen, hat für mich gar keinen Schrecken. Auch in die Bescheidenheit meiner Subsistenzmittel füge ich mich gern; was daran zur Behaglichkeit und meiner Stellung überhaupt zum Glanze fehlt, werde ich immer für den wohlfeilen Preis meiner Freiheit halten, und darüber, daß es mir vorenthalten wird, niemandem grollen, in der Überzeugung, daß ich hierzu selbst ebenso viel tue, als der üble Wille anderer. Auch Nietzsche, glaube mir, „schmolzt“ nicht, sonst verstünden wir uns gewiß nicht. Wir wollen uns, das ist nun leider unvermeidlich in dieser Welt, aber nichts für uns mit dem was wir glauben und bekennen. Sähest Du uns zusammen mit unserem hiesigen Freunde, dem Philosophen Romundt, Du wiesest solchen Gedanken selbst ab, und wir kämen Dir eher wie zwei muntere Seifensieder vor. Wohl wird manchmal Trübsal geblasen, wie Du Dir denken kannst; aber gar manches Mal herzlich gelacht, und es ist wahrlich nicht Selbstzufriedenheit, die uns beglückt, gesetzt es wäre solche Beglückung überhaupt möglich. Wir sind beide zu jung, um Beschauer unseres Nabels zu werden, es fällt uns nicht ein, es zu verschmähen, an deutscher Arbeit teilzunehmen, namentlich nicht an der des „deutschen Idealismus“, wenn wir auch über diese „Teilnahme“ nach Art und Quantität, uns, wie jedermann erlaubt ist, die Entscheidung selbst vorbehalten; das fördern wollen, was uns heutzutage als der Förderung bedürftig erscheint, und ich zum Beispiel nicht gesonnen bin mich der Eilfertigkeit zu überlassen, die ich für ein Hauptlaster der heutigen Produktion in der Literatur halte, obwohl es selbst mir, dem langsamen Arbeiter nicht schwer fiele, wenn ich auf das Resultat nicht näher zu sähe, als, wie ich allerdings meine, heutzutage selbst unter Gelehrten der Brauch ist. Doch ich sprach von Schmolzen: Ich meine Du kannst es im ganzen glauben, daraus stammt meine und Nietzsches Unzufriedenheit nicht. Doch welches

auch ihre Quelle sei, sie könnte ja immer übertrieben sein, und damit komme ich zur Hauptsache. Wie gesagt, ich will mit Dir nicht streiten: Laß meine von Dir bestrittene Meinung über unsere jetzige deutsche Kultur übertrieben sein, wiewohl ich zu jeder Deiner Einwendungen meine Glosse zu machen hätte. Sehe ich die Dinge zu schwarz, so siehst Du sie gewiß zu rosig an. Davon ein Zeugnis nur Deine Berufung auf die Beschlüsse der Lehrer in Berlin über die Unentbehrlichkeit der klassischen Bildung. Ich gestehe, ich hätte lieber, sie hätten ihre Entbehrlichkeit beschlossen. Solcher Beschluß hätte mehr das Präjudiz eigenen Nachdenkens und Fühlens für sich, der jetzige hat so viel Wert, wie wenn jährlich einige Konsistorialräte und Pastoren in Eisenach zusammen kommen und in der Kirche alles in Ordnung finden. Allein fort mit dem Streit: ich meine, wenn ich auch nun so dächte wie Du über die Zustände, so schienen mir die stärksten Mittel nur gerade stark genug, um ihnen abzuhelpen. Welche andern als die Stärksten können der Flut der Barbarei, und zwar der einzig schlimmen, die es gibt, der geleckten, Einhalt tun, die uns bedroht? Wer ist im Grunde zufrieden mit unserer heutigen Bildung in Deutschland! Jeder Biedermann läßt gelegentlich eine sanfte Klage darüber ertönen, selbst Freytag, das Urbild dessen, was ich einen Apologeten des Optimismus nenne. Daß mit solchen Klagen nichts erreicht ist, weißt Du ja mindestens so gut als ich. Es muß, wenn überhaupt, dann stark, meinerwegen zu stark geredet werden, und jeder, dem es ernst um diese Sache bei uns ist, muß sich über einen Mann wie Nietzsche freuen, der hier auch das Starke mit gutem Gewissen sagen kann. Oder wirfst Du ihm vor, nur geredet zu haben? Du beruffst Dich auf Dich selbst, ich auch, nur gegen Dich. Soll denn Nietzsche nicht auch sofort seinen Anklagen eine positive Gabe hinzugefügt haben? Was hast denn Du seinerzeit mehr getan, als Du den deutschen Partikularismus bekämpfst? So darf ich fragen, denn Du hast, meine ich, alles getan, was sich mit der Feder tun läßt; aber ist denn Nietzsches Schrift nur voll von leeren Klagen, weist sie nicht auf das Eindringlichste auf die Wege, die sie eingeschlagen sehen möchte, predigt sie nicht durch ihre ganze Form mit dem Beispiel? Steht einmal die ganze Reihe von „Betrachtungen“, die Nietzsche im Sinne hat, und zu deren Ausführung ich ihm nur die Gesundheit zu wünschen habe, da, so wird, ich bin es überzeugt, das öffentliche Urteil dies nicht verkennen. Auch meinst Du, Nietzsche verfehle den Ton, er

Die Unzufriedenheit mit der deutschen Kultur

Das Starke mit gutem Gewissen gesagt

Die Freude an der
frischen Tat

verstimme, Du hättest mit unliebsamen Wahrheiten doch den Leser nach Dir gezogen. Seinerzeit ist dies mit manchen guten sächsischen und anderen Partikularisten ganz gewiß nicht der Fall gewesen, und sächsische Beispiele wüßte ich genug. Auch ist dies die natürliche Wirkung jeder ernstesten und praktischen, die Höhen der Beschaulichkeit verlassenden Beredsamkeit; zieht sie die einen mächtig an, so stößt sie die anderen nicht minder mächtig zurück. Kennst Du niemand, der an Niebhsches Schrift Freude gehabt hat, so gibt es doch solche Leute, und vielleicht nicht so gar wenige, nur daß sie, ich glaube es ungeschworen, nicht eben an deutschen Universitäten zu finden sind. Nur werde ich mir nicht einreden lassen, daß — wo man einer Schrift wie der Niebhsches gegenüber, welche heiter im besten Sinne des Worts ist und Gaben verrät, die gering zu achten wir in Deutschland augenblicklich weniger als je in der Lage sind, nur Verstimmung empfindet und die Möglichkeit eines im antiken ungebleichten Sinne des Worts liberalen Urteils verliert, — alles in Ordnung ist. Aber Du bist doch ein Mann, der allezeit an der frischen Tat Freude hat, sie menschlich zu beurteilen weiß, und mag Dir dies und jenes daran nicht eben behagen, mit geradem Blick das Bedeutende zu erkennen, sich nicht so leicht hindern läßt. Niebhsche ist kein „unfruchtbarer Einsiedler“, glaube es mir, ich weiß es nicht nur durch mich selbst. Keinen besseren Freund kann es geben, das wissen nicht viele natürlich, aber auch nicht ich allein. Namentlich wissen wir, daß er nicht „unfruchtbar“ für andre ist; wer in seine Nähe kommt, fühlt sich, wie in der jedes guten und bedeutenden Menschen, gesteigert, und von dem, was seine nächsten Freunde an ihm haben, kann einen Teil, ob auch unter größeren Schwierigkeiten, jeder herzlich fühlende Mann aus seinen Schriften haben. Ich rede als Freund überschwenglich vielleicht, aber ich bin überzeugt, doch nicht irre. Daß Du Dich nicht auch da freust, wo ich mich freue, das ist, was ich als Dein Freund schwer ertragen kann. Wohl erwartete ich, wie ich Dir schrieb, daß Du an mancherlei Anstoß nehmen könntest, aber daß Du Dich mit Niebhsches Schrift so gar nicht zu befreunden vermagst, das ist mir, offen gesagt, eine schmerzliche Überraschung. Ich weiß es mir nicht anders zu erklären, als daß Du zunächst Dich nicht in Gedankengänge zu finden weißt, welche Dir in den letzten Jahren zumal immer ferner getreten sein mögen, und Dich gleichzeitig ausschließlich in einer Umgebung befunden hast, der sie fremd sind. Euerer Entzweiung ist mir manchmal wie ein bäng-

liches Symbol. Das ist ja überhaupt ein Unglück in unserer deutschen Geschichte, daß unsere politischen und unsere Kulturbewegungen so vielfach auseinander gegangen sind und ihre Kräfte sich in unseligem Zwiespalt zerrieben haben. Kein Mensch kann gründlicher überzeugt sein als Nietzsche, daß hier nur Eintracht uns Deutschen zum Heil ausschlagen kann. Das kann ich Dir namentlich nicht zugeben, daß es eine so schreiende Ungerechtigkeit sein soll, jetzt nach solchen Umwälzungen vom deutschen Volk „Stil“, das Wort im weitesten Sinne verstanden, zu verlangen. Daß der letzte Krieg, soweit er nicht geradezu korrumpierend gewirkt hat, so ganz einseitig unserem politischen Leben und unserer Zivilisation zu gut gekommen ist, daß er sich für unsere Kultur, die aus unseren edleren Trieben stammenden Lebensformen, so unfruchtbar zeigt, ist eine der allerbedenklichsten Tatsachen unserer gegenwärtigen Geschichte. Kriege gehören zu den am unmittelbarsten fließenden Quellen des Segens oder des Verderbens, auf welche ein Volk auf seinen Wegen stoßen kann. Eine gewisse Blüte des Staatslebens rein als solche darf nicht überschätzt werden, und hier möchten wir ja immerhin ernstlich auseinandergehen. Dennoch wollen wir doch zu viel gemeinsam, um uns darüber zu entzweien, und Nietzsche und Du seid Leute, die bei aller Grundverschiedenheit, meiner Überzeugung nach, zusammengehören, so weit dies Euer Altersunterschied gestattet. Ich habe überhaupt Hoffnungen, und so auch die Hoffnung, daß Ihr Euch noch besser verständigt. Für Nietzsches sonstige Anerkennung habe ich namentlich keine Sorge. Es scheint mein Los zu sein, meine besten Freunde durch böse Zeiten durchzuschleppen, — verzeih den unverschämten aktiven Ausdruck, ich habe nicht Zeit noch Raum passende Ausdrücke zu wählen — was mir mit dem einen sehr erfreulich gelungen, wird mir vielleicht auch mit dem andern beschieden, — vielleicht, sage ich, mit Bezug auf meine Lebenszeit; daß bessere Zeiten kommen, ist mir nicht zweifelhaft. — Nun habe ich wenigstens das Allergrößte vom Herzen geschüttet, ein Ende muß doch dieser Brief haben. Ich habe den Deinen nicht mißverstanden, ich traue darauf, daß Du auch den meinen verstehst. Nietzsche habe ich natürlich Deinen Brief nicht gezeigt, und ihm nur das Allerallgemeinste Deiner Meinung mitgeteilt, welches freilich leider Abneigung sein mußte. Er läßt Dich dennoch bestens grüßen und meint, im Reiche der Gedanken sei für mancherlei Platz. — Beiläufig teile ich Dir mit, daß neulich

Vom deutschen
Volke Stil ver-
langen

Nietzsche der „an-
dere“ Freund

Schenkel über mich hergefallen ist. Es klang nicht wie Musik, wie Du Dir denken kannst, vielmehr wie ein Kater, dem man auf die Pfoten getreten hat. — Mit Dir sehe ich Deine Übersiedelung nach Berlin für ein großes Opfer an, um so mehr werden Dich meine herzlichsten Wünsche begleiten, namentlich auch Deine Frau und Kinder, deren Opfer am größten ist. Wenn Du mir nicht böse bist, grüße herzlich Deine Frau, aber ich glaube nicht, daß Du es mir bist. Ich jedenfalls bin und bleibe

Dein alter Freund Overbeck.

Basel, 1. November 1873

Mein lieber Treitschke!

Als wir neulich nach gar zu kurzem Zusammensein auseinander gingen, versprach ich Dir bald zu schreiben. In dieser Woche geht unser neues Semester an, ich mag nicht auch noch mit diesem Brief auf dem Herzen hineingehen, wenn ich auch hoffe, daß ihm in nicht gar zu langer Frist ein zweiter nachfolge. Wie anders war es vor freilich nun auch mehr als zehn Jahren, da wir in viel ruhigerer Zeit ungefähr täglich in Stunden, die mir immer zu den liebsten Lebenserinnerungen gehören werden, über alles Schöne und Gute uns verständigten und ich als dankbarer Schüler von Dir mir als Mitgabe fürs Leben das Interesse an staatlichen Dingen eingeben ließ, was ich, im Grunde recht unpolitisches Wesen in mich nur aufzunehmen vermochte. Merkte ich doch schon damals meinen Defekt in dieser Beziehung vor allem daran, wie gleichgültig und erkältend mir die politischen Wahrheiten des Tages waren aus jedem andern Munde als dem Deinen. Jetzt sind die Zeiten viel stürmischer; politische Gesinnung, ja Parteilichkeit soll angeblich mehr als je „Mannespflicht“ sein, in solchen Zeiten pflegt, wer überhaupt nicht recht mit kann, vollends und schließlich gern zurückzubleiben, und da bin ich Deinem lebendigen Worte so gut wie ganz entrückt, und gerate am Ende bei Dir selbst, wie bei manchen andern Leuten jedenfalls, in eine Art von Vergessenheit, wenn ich nicht das meine tue, um über alle Berge wieder so gut mit Dir zu reden und Dich zu hören wie vormals. Es mag lächerlich sein, es mit einem Briefe zu wollen: einer braucht es ja jedenfalls nicht zu sein, viele freilich oder doch gar zu viele dürfen es auch nicht sein, da ich wohl weiß, daß ab und zu ein mäßig langer Brief das einzige ist, was Dir mit Arbeit so überhäuftem Manne selbst ein guter Freund zumuten darf.

Wechsel
der freundschaft-
lichen Interessen

Was die Moralität der Briefe in dieser Beziehung zu wünschen gelassen haben mag, welche Du, lieber Freund, in weit auseinanderliegenden Terminen freilich, in den letzten Jahren von mir erhalten hast, wirst Du mir wohl eher verzeihen haben, als die Bekenntnisse einer auch Dir ungerechtfertigt erscheinenden Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen in Deutschland, mindestens mit gewissen Seiten derselben, wiewohl es mir offen gestanden, äußerst schwer fällt anzunehmen; auch nach den in den letzten zwei bis drei Jahren gemachten Erfahrungen verhieltest Du Dich immer gleich unbedingt ablehnend gegen alle radikalen Bedenken gegen den Lauf der Dinge im neuen deutschen Reich. Wenn ich sie aussprach, so brauchte ich mich bei Dir, wie Du mir überdies gelegentlich noch besonders zusichertest, nicht des Verdachts der „Reichsfeindlichkeit“ oder undeutschen Gesinnung zu erwehren. Selbst wenn ich öffentlich redete, würde ich schwerlich in ein Zetern geraten, das irgendwie wie ein „finis Germaniae“ klänge. Ich vermesse mich gar nicht zu urteilen, wie tief das reicht, was ich allerdings wie eine Verderbnis des deutschen Wesens in den gegenwärtigen Verhältnissen empfinde, und getröste mich selbst mit großer Kaltblütigkeit einer, wenn ich sie auch selbst nicht mehr erlebe, gar nicht sehr fernen Zukunft, wo man in Deutschland über die meisten heute hochgepriesenen und vielbewunderten Dinge sehr viel anders denken wird. Ich sehe Dich selbst im Pufendorf einer neuen Philosophie, anderwärts der Religion rufen und von der letzteren selbst etwas bekennen. Leid tut mir sehr, bei Dir solchen Ruf zu finden, wenn mir doch die Zuversicht eine Art Trost ist, daß jede Hoffnung derart völlig vergeblich ist ohne gänzliche Umkehr der öffentlichen Denkart. Diese Trauben hängen doch zu hoch, um nebenbei dem heutigen Reiche erreichbar zu sein. Was Religion betrifft, so habe ich keine Hoffnung und weiß nichts zu sagen, aber in bezug auf Philosophie weiß ich gewiß, daß Locke uns diese Göttin nicht enthüllt, wie dies ein Schriftsteller der Jahrbücher neuerdings zu meinen scheint, der sich aber sofort durch den Ausgangspunkt seiner Auseinandersetzungen als ein wirklicher oder verkappter Theologe verrät. Die Religion aber bringt mich auf Dein Bekenntnis, über welches ich Dir nach einer Andeutung in einem neulichen Briefe Klarheit noch schuldig bin. Du erklärst, es nicht begreifen zu können, was mich daran befremdet. Vor allem, daß Du es Dir hast von Schmoller abfordern lassen und daß Du es so abgeben

Reichsfeindlichkeit

Treitsches Religionsbekenntnis

mochtest. Du lehntest ausdrücklich jeden Kirchenglauben ab, aber was soll ein anderer und zumal ein Gegner mit etwas, was eben, weil es kein Kirchenglaube, nichts allgemein Anerkanntes noch überhaupt Erkennbares ist, nur für den, der es zu haben meint, oder wie die heutige Schulsprache sagt, nur subjektive Bedeutung hat. Das ist bei Deinem Bekenntnis, das seinem Wortlaut nach, auf Zugehörigkeit zu keiner bekannten Religion Anspruch machen kann, um so evidenter der Fall, als es in Deinen Aufsätzen, wenn ich so sagen soll, so vollständig überhängt, als diese Aufsätze sonst durchaus auf Ideen beruhen, die aller Religion, mindestens der christlichen, so vollständig entfremdet sind und die Du selbst nicht als Früchte, die diesem Boden entwachsen wären, wirst ansehen wollen. Man sollte freilich meinen, daß heute, wo wir einen „Kulturkampf“ gegen die Kirche führen sollen, jedermann nichts leichter vom Herzen ginge als ein Religionsbekenntnis für oder gegen. Aber daß solche Erwartung weit fehlen würde, wirst Du mir wohl selbst zugeben. Ich gestehe allerdings, in der Geschichte kaum einen zweiten Kampf zu kennen, der bei solcher Höhe des Gegenstandes moralisch für die Kämpfer von tieferer Unfruchtbarkeit und Gleichgültigkeit wäre, als unser sogenannter Kulturkampf. Wen befreit er denn? Wirklich die Katholiken? Doch dies der Kürze halber zugestanden: der Eifer, mit welchem wir Protestanten hineinstürzen, hat für mich sogar etwas Empörendes als eine Art Beschimpfung Luthers. Sollte man meinen, daß Luther zu irgend etwas gut gewesen ist und getan hat, was man dreihundert Jahre nach ihm nicht wieder zu tun braucht, wenn sich heute kaum ein deutscher Professor mit einer historischen oder naturhistorischen Arbeit an ein größeres Publikum wendet, ohne sich bemüht zu fühlen, auf die Flüche des Papstes mit ebenso wohlfeilen Protesten gegen seine, heute sogar kaum von jemand ehrlich empfundenen „Sakrilegien“ zu antworten. So tief ist unser Protestantensstolz gesunken! Ich sollte meinen, es wäre für uns wichtiger, daß sich der preussische Staat zumal, und nun der Deutsche ein für allemal, die Lust vergehen ließe, Pfaffenpolitik zu treiben, als was der Papst tut und läßt. Das braucht uns weniger anzugehen, für jenes leisten Falk-Bismarck-Gesetze meiner Ansicht nach nicht einmal Gewähr. Doch wenn sie dies selbst täten: es gibt einen Kampf zwischen Staat und Kirche, und ich fürchte, der unsere ist von dieser unangenehmsten Form, wo jedem, der hineingezogen wird, auch schwül werden darf. Beide,

Kulturkampf und
Protestantenstolz

Staat und Kirche, erscheinen uns dabei nur wie die zwei Mühleräder, zwischen welchen die menschlichen Individuen zerrieben werden, und auf diese kommt es doch allein an. Durch ihre beschränkte Tyrannei ist aber die öffentliche Meinung durchaus auf dem Wege, die Individuen gegen jede höhere, freiere und wirklich menschliche Ansicht von den Dingen, wie sie allein auf Grund der Erfahrungen unseres Geschlechts gegenwärtig heißen kann, zu versperren und dadurch verdorren zu lassen. Dabei habe ich oft auch noch eine bedenkliche Vorstellung. Steht es wirklich so schlecht mit unserer deutschen Vergangenheit, hat sie wirklich in so kläglich Weise immer wieder unsere politische Unfähigkeit bewiesen, wie nicht am wenigsten Du es uns vorgeführt hast, so darf man wohl zweifeln, ob gerade in der Politik uns die Palme winkt, und ob wir nicht auch wieder mit unserem gegenwärtigen politischen Fieber übel hereingefallen sind. Doch hier mahnt mich der dritte Bogen an die oben selbst anerkannten Schranken, und doch weiß ich selbst noch nicht, ob es selbst bei Dir nicht einer Anrufung Deiner ganzen Freundschaft bedarf, damit Du dieses wenige hingeworfene Zeug nicht für ein ganz haltloses Geschwätz haltest, wofür es nicht zu halten gegenwärtig sehr viele hochgebildete Leute sich nicht verzeihen würden. Daß diese Ansichten nicht von gestern die meinen sind, weist Du, daß sie natürlich hier unverdient einseitig wirken und auch an tausendfältigen täglichen Beobachtungen sich fortspinnen lassen, wirst Du ihnen, denke ich, wie Du mich kennst, anfühlen. Das ist es eben, über solche Dinge schreibt man Bücher, aber keine Briefe. Allein mit dem Bücherschreiben ist es zur Zeit ein eigen Ding. Gehen sie gegen den Strich des Tages, so muß man sich viel zutrauen, wenn man nur meint, gelesen zu werden. Ähnlich ist es natürlich immer gewesen, heute ist es doch gewiß noch mehr als zu mancher andern Zeit der Fall. So nimmt man sich mit dem Bücherschreiben gern Zeit. Aber seine guten alten Freunde will man sich zu aller Zeit erhalten. Das fehlte noch, daß zu allem, was einem sonst der Hader mit den herrschenden Gewalten kostet, auch diese uns noch verloren gingen! Brauche ich Dir zu sagen, wie leid es mir tut, Dich, dem ich so viel Dank schulde, von dessen reichem Wissen und bedeutender politischer Erfahrung ich immer noch, glaube es mir ja, vieles lerne, und der mir ein so verehrter und lieber Freund ist, so unbedingt das Lob dessen verkünden zu hören, was mir vielfach so bedenklich scheint, und wogegen ich Dich viel lieber in mir wohlbekannten Tönen im

Diese Ansichten
sind nicht von ge-
stern die meinen

Ein leidliches
„Katharerlos“

Zorne donnern hörte! Laß Dich nicht ganz von diesem einen Briefe abschrecken, der Dir ja nur zum Teil verständlich sein mag, hoffe auf spätere zur weiteren Verständigung, und schreibe mir bald etwas auf den heutigen. Von mir selbst melde ich Dir nur, daß ich mit ganz guter Gesundheit übermorgen in das Wintersemester eintrete, hoffe auch, daß bei Dir alles wohlauflieft. Grüße aufs beste Deine Frau von mir. Du hast wirklich den Teufel an die Wand gemalt, wenn Du mich bei ihr als einen so argen Keger angeschrieben hast. Ich komme mir gegenwärtig bisweilen wirklich wie ein Katharer vor. Wenige neue Freunde zu haben und zu gewinnen, die dies mit mir sind, wenige alte auch unter den Katholiken nicht zu verlieren: gelingt mir dieses, so habe ich immer noch ein leidliches Katharerlos gezogen. Manche dieser Leute wurden früher bald mit Freunden, bald auch allein verbrannt. Wenn ich Dir gestehe, daß ich dieses Los nicht fürchte, wirst Du sehen, daß meine Schwarzseherei sich nicht ins Ungemessene verliert und wirst mir diese kleine mittelalterliche Schlußphantasie auch noch verzeihen.

Mit tausend freundschaftlichen Grüßen
Dein

Overbeck.



Nietzsche über
Overbeck
an Rohde

anz ins allgemeine ist also festzustellen: Nietzsche hatte in Overbecks Herzen die Stelle eingenommen, die früher Treitschke besaß. Voraussetzung dazu war natürlich die Wechselseitigkeit dieser Freundschaft. Auch Nietzsche hielt große Stücke von Overbeck. Wie Overbeck an Treitschke, so hat Nietzsche an seinen damals besten Freund, Erwin Rohde, seinen neuen Lebensgefährten mit einer sehr warmen Empfehlung vorgestellt. Er schreibt Rohde im Frühjahr 1873: „Overbeck ist der ernsteste, freimütigste und persönlich lebenswürdig-einfachste Mensch und Forscher, den man sich zum Freunde wünschen kann, dabei von jenem Radikalismus, ohne den ich nun schon gar nicht mehr mit jemandem umgehen kann. In den Osterferien wird er ein Dokument dieses Radikalismus, ein öffentliches Sendschreiben an Paul de Lagarde machen. Was im Verlauf eines Jahres von uns zusammen an wichtigen und eingreifenden Dingen besprochen wird, ist der Masse nach sehr groß, und ich empfinde fortwährend dabei, was man entbehrt, wenn man Dich entbehrt. Unser Leben soll noch lange genug sich hinspinnen, um zu sorgen,

daß vieles Gewollte zur Tat wird; aber für uns beide ist es irgend-
 wann einmal necessitas, zusammenzuleben, eben dieser „Taten“
 halber.“ — (4. Juli 1874) „Wir, Overbeck und ich, sind doch jetzt
 in einer fast unheimlichen Vereinzelung, und es gibt hier und da
 Zeichen von furchtsamer Gesinnung gegen uns.“ (7. Oktober 1874)
 „Ich dachte daran, wie unvergleichlich ich eigentlich durch die letzten
 sieben Jahre hindurch beschenkt worden bin und wie ich nicht genug
 empfinden kann, was ich an meinen Freunden habe. Eigentlich lebe
 ich ja durch Euch, ich gehe vorwärts, indem ich mich auf Euch stütze;
 denn mit meinem Selbstgefühl steht es schwach und Ihr müßt mir
 die besten Vorbilder sein, denn sowohl Du als Overbeck, Ihr tragt
 das Lebenslos würdiger und mit weniger Klagen, obschon Du es in
 manchen Dingen schlechter und beschwerlicher hast als ich. Und am
 meisten empfinde ich es, wie Ihr mich weit gerade durch liebevolle
 Gesinnung übertrefft und an Euch weniger denkt.“ — Charakte-
 ristisch für das gewissermaßen dreieckige Verhältnis, in dem für
 Nietzsche Empfinden die drei umstürzlerisch gesinnten, kühn auf-
 wärts trachtenden Gelehrten zueinander standen, lautet die Brief-
 stelle vom 1. Juni 1874: „Sage einmal, liebster Freund, willst Du
 nicht auch das Mittelschen gebrauchen, das ich selbst, ebenso Over-
 beck, gebrauchen? Man rißt sich die Adern und läßt etwas Blut
 fließen — unzeitgemäß, wie die andern schreien, die den Aderlaß
 als ein überwundenes und antiquiertes Heilmittel betrachten. Ich
 meine: willst Du nicht auch einmal Dein und unser Elend etwas
 ausschütten und sagen, was Du leidest? Es liegt gewiß etwas Be-
 freiendes darin, den Leuten grob zu sagen, wie Unsereiner sich
 eigentlich unter ihnen befindet. Beseitigen wir den Bandwurm der
 Melancholie schriftlich — indem wir die andern zwingen, unsere
 Schriften zu verschlucken.“ Was Overbeck für Nietzsche war und
 wie hoch er von ihm dachte, geht aber am deutlichsten hervor aus
 der brieflichen Schilderung (6. April 1873, Briefe III, 446), mit der
 Nietzsche den Freund Fräulein von Meysenbug bekannt macht: „Alles
 wartet jetzt auf den handelnden Menschen, der jahrtausendalte Ge-
 wohnheiten von sich und andern abstreift und es besser vormacht,
 zum Nachmachen. In meinem Hause entsteht eben etwas voraus-
 sichtlich sehr Rühmliches, eine Charakteristik unsrer heutigen Theo-
 logie, hinsichtlich ihrer „Christlichkeit“: mein Freund und Gesin-
 nungsbruder Prof. Overbeck, der freieste Theolog, der jetzt nach
 meinem Wissen lebt und jedenfalls einer der größten Kenner der
 Kirchengeschichte, arbeitet an dieser Charakteristik und wird, nach

allem, was ich weiß und worin wir einmütig sind, einige erschreckende Wahrheiten bekannt machen. Allmählich dürfte Basel ein bedenkenerregender Ort werden. —"

Overbeck und
Richard Wagner

Die natürliche Folge dieser herzlichen Zuneigung zwischen Nietzsche und Overbeck war die: Nietzsches Freunde wurden Overbecks Freunde. Auch hierin wurde der durch die Freundschaft mit Treitschke einst geschaffene, persönliche Interessenkreis Overbecks vollgültig ersetzt und abgelöst. War Overbeck 10 Jahre früher von Treitschke der Leipziger „Verschwörung“ zugeführt worden, in der eine literarische Berühmtheit wie Gustav Freytag aufzuweisen war, so sah sich Overbeck nun in eine Gruppe von Freunden hineingezogen, die sich jugendlich begeistert um Richard Wagner scharten. Overbeck hätte ältere Beziehungen vom Hause Brockhaus her geltend machen können; aber sein damals ihm noch mangelndes Verständnis für die Wagnersche Kunst hielt ihn zurück, wie er denn auch einer Aufforderung Nietzsches, Wagner auf seiner Durchreise im Hotel zu den Drei Königen seine Aufwartung zu machen, nicht Folge leistete; auch hat er nie, wie etwa der beiden befreundete Kollege Prof. Immermann, Nietzsche nach Tribschen begleitet. Erst als sich Wagners Name mit dem von Bayreuth verband und seine von hohen Träumen erfüllten Jünger, Nietzsche an der Spitze, für ein deutsches Kunstwalhall ihren begeisterten Sammelruf anstimmten, machte Overbeck ihre Sache zu der seinen. Im Sinne eines Verständnisses für Wagners allgemeine Ziele und im Sinne bewundernder Anhängerschaft für Wagners wirkliche Großtaten, besonders „Tristan“ und die „Meistersinger“, ist Overbeck durch Nietzsche zum Wagnerianer geworden. Nun wick er Nietzsches Antrieben, ihn mit dem Hause Wagner in Berührung zu bringen, nicht mehr mit der Begründung aus, er sei für die Wagnersche Musik nicht passioniert genug. In den Neujahrsferien 1873/74 erfolgte Overbecks erster Besuch in Bayreuth, er bekam aber Wagner wenig allein zu sehen und besuchte das im Bau begriffene Theater. Auch im August desselben Jahres waren Wagners sehr belagert; doch wohnte er einer sehr interessanten Szene bei, da nämlich Wagner auf Engagement für den Ring mit der Sängerin Marianne Brandt am Klavier probierte. Im Sommer darauf, 1875, kam es zu einem dritten Besuch mit den reichsten Eindrücken. Er hörte sich Proben an und sah Wagner, der während des Spiels auf der Bühne saß, in seinem Elemente als Regisseur und Inszenierungskünstler. Auch jetzt konnte er sich ganz aus der Nähe ansehen und anhören, einmal

Overbeck
in Bayreuth

als außer ihm und Wagner niemand zugegen war; die hohe und elegante Gesellschaft im Hause, die Empfänge und gesellschaftlichen Veranstaltungen fanden in ihm keinen Unempfänglichen vor. Von da an gehörte Overbeck in seiner Eigenschaft als Mitglied des Patronatsvereins zu den aufrichtigsten Mitkämpfern für Bayreuth.

Als im Herbst 1872 Rohde mit seiner „Asterphilologie“ „in ihrer Großherzigkeit und kühnen Kriegsgenossenschaft“ eine Dioskurenlanze für das Wagnersche Werk brach, las der entzückte Freund, dem er so tapfer zu Hilfe geeilt war, seinen Hausgenossen dieses „Sendschreiben eines Philologen an Richard Wagner“ vor: „Romundt und Overbeck, die einzigen, denen ich bis jetzt sie vorlesen konnte, sind außer sich vor Freude über Dein glücklichstes Gelingen! — Sie werden nicht müde, einzelnes und allgemeines preisend hervorzuheben, sie nennen die Polemik „Lessingisch“ — nun, Du weißt, was gute Deutsche mit diesem Prädikate wollen.“ Richard Wagners Freude an dem Eifer seiner jugendlichen Vorkämpfer bezog sich auch auf Overbeck. Er schreibt Niehsche am 21. September 1872: „Nun kommen Sie gar mit Ihrem „Strauß“, und dazu noch Overbeck mit seiner, der Theologie zu imprimierenden „Christlichkeit“! Nun! auch Herr Overbeck muß einmal selbst kommen, um sein Gedicht zu haben.“ Nach erfolgter Bekanntschaft schreibt er am 27. Februar 1874: „Nur Overbeck hat mich gefreut, weil er noch keine Brille trägt. Grüßen Sie ihn bestens von mir.“ Und Weihnachten 1874: „Übrigens hat mir Dr. Fuchs Freude gemacht: er zitierte eine Stelle von Overbeck, welche ich so vortrefflich fand, daß ich von neuem seiner Schrift mich wieder zugewendet habe.“ — Hatte Richard Wagner somit ein ganz gutes Augenmaß für den Wert Overbecks als Religionskritiker, so entspricht dem, daß Overbeck seinerseits in dieser seiner hervorragendsten Eigenschaft sich über Wagner Gedanken machte und auf die Berührungen Wagners mit Religion und Theologie sein Urteil über ihn abstellte. Entstammen seine Aufzeichnungen über Wagner auch seinem späteren Lebensabend, so fußen sie doch auf den persönlichen Eindrücken der siebziger Jahre. Je mehr Wagners Umkehr zum Christentum und die theologisierenden Neigungen seines Alters für die Gesamtauffassung seiner Persönlichkeit als ausschlaggebend zu erachten sind, desto mehr Gewicht wird auch den kritischen Erwägungen Overbecks über Wagner beizumessen sein.

Richard Wagner
über Overbeck